



Draußen vor der Tür

Sinti und Roma als Nachbarn? Bloß nicht, sagen zwei von drei Deutschen. Über Menschen, die im eigenen Land Fremde sind.

Von Hilmar Klute

Noch vor einem Jahr mussten die Kinder der Roma hier in der Harzer Straße in Berlin im Müll, umgeben von Ratten, spielen. Bald wird das Anwesen saniert sein.

Fotos: Regina Schmeken

Berlin – Daniel Strauß hat eine Kopie vom Titelbild der *Weltwoche* in einer Klarsichthülle vor sich auf dem Tisch liegen. Das Foto zeigt einen Roma-Jungen, der dem Betrachter einen Revolver entgegenstreckt. Es handelt sich um eine Spielzeugpistole. Darunter steht der Satz: „Die Roma kommen – Raubzüge in die Schweiz.“ Die Ausgabe vom 5. April der Schweizer Zeitung war nach einer Woche ausverkauft. Einige in der Schweiz, viele in Deutschland zeigten sich entrüstet, weil hier so offen gegen eine Minderheit gehetzt wurde. Einerseits. Aber es fanden sich auch Hunderte, welche die Geschichte kopfnickend lasen, und es waren nicht wenige, die sich in strammen E-Mails bei der Redaktion für die publizistische Attacke gegen die „ausländischen Parasiten und Tüchtigkeitsgute“ bedankten.

„Das hat unsere Arbeit um Jahre zurückgeworfen“, sagt Daniel Strauß. Er sitzt im großen Konferenzzimmer des Kulturzentrums RomnoKher in Mannheim. Strauß, ein ernster, breiter Mann von 46 Jahren, der sich gern schwarz kleidet und mit unaufgeregter Stimme redet, ist der Vorsitzende des Landesverbands der Sinti und Roma in Baden-Württemberg. Er hat viel telefoniert in den letzten Wochen. Mit Anwälten, die das Magazin wegen Volksverhetzung verklagen wollen. Und mit Sinti-Müttern, die verzweifelt sind, weil die Eltern von Mitschülern ihrem Kind von einem Tag auf den anderen verbieten, sich weiterhin neben das Zigeunermädchen zu setzen, obwohl die beiden doch schon lange Freundinnen sind. Andere Kinder bringen Desinfektionsmittel in die Klasse und sprühen den Stuhl ein, auf dem ein Sinti-Junge sitzt.

Viele schicken ihre Kinder nicht zur Schule. Auch, weil sie selbst nie in der Schule waren.

Es ist nicht so, dass Daniel Strauß zu irgendeinem Zeitpunkt seines Lebens geglaubt hätte, der innere Abwehrreflex der Deutschen gegen Zigeuner sei ein Gespenst der alten, noch im Nachklang der NS-Zeit befindlichen Bundesrepublik gewesen und damit längst perdu. Nein, dass die Deutschen eher wenig von den Zigeunern halten, war ihm immer schon klar. „Aber dass es in dieser Primitivität und Heftigkeit kommt“, sagt er, „damit habe ich nicht gerechnet.“

Der Zentralrat der Sinti und Roma in Deutschland hat Anzeige gegen die *Weltwoche* erstattet. Aber jetzt ist das Ding nun einmal in der Welt und befeuert ein Ressentiment, das in Deutschland erstaunlicherweise ungebrochen ist und dessen Wucht inzwischen durch eine Zahl belegt ist, die das Allensbacher Institut ermittelt hat: 68 Prozent aller Deutschen lehnen es ab, neben einer Zigeunerfamilie zu wohnen. Weil sie fürchten, bestohlen zu werden; weil sie glauben, dass von Zigeunern eine irgendwie ungute Schwingung ausgeht. Vielleicht auch, weil den Deutschen trotz Zigeunerbraten, Zigeunersöße und Zigeunerbaronen kein Volk so fremd vorkommt wie das der Sinti und Roma. „Wir sind die Minderheit, die die größte Xenophobie auf sich zieht“, sagt Daniel Strauß, „der gesellschaftliche Antiziganismus ist nach wie vor salonfähig.“

Antiziganismus – so nennt man den rassistischen Reflex, das Volk der Sinti und

Roma zu diffamieren. Es gibt ihn in der aggressiven Variante wie beim *Weltwoche*-Cover. Aber oft kommt er auch ganz subtil daher, in Frageform oder in beiläufigen Sätzen, in denen die Wörter „unstet“, „ziehendes Volk“ und „Diebstahl“ vorkommen.

Der Satz, den Jane Simon mit ihrem eigenen Leben widerlegen wollte, geht so: „Zigeunerkinder können nur bis zum 12. Lebensjahr lernen, danach geht nichts mehr in ihre Köpfe rein.“ Das Zitat stammt von der Rassekundlerin Eva Justin. Sie hat während des Dritten Reichs die Köpfe der Sinti- und Roma-Kinder eigenhändig vermessen, um das sicherzustellen, was in der Terminologie der Nazis Rassenhygiene hieß: die Kategorisierung der Sinti und Roma als minderwertige Volksschädlinge. Jeder kennt die Fotos von freundlich lächelnden Medizinern, die den Kindern den Kranometer unters Kinn setzen. Jeder weiß, was danach passiert ist.

Jane Simon ist 35 Jahre alt, eine junge Sintiza mit elegantem beige Sommerhalstuch und dazu passend abgestimmtem Blazer. Jane Simon war schon 22 Jahre alt, als sie zum ersten Mal eine Schule besuchte. Ihre Mutter wollte nicht, dass Jane in einer Klasse mit deutschen Jungs und Mädchen sitzt, weil sie Angst hatte um ihre Tochter. Eine Angst, die gewissermaßen als Familientradition durch die Generationen rutschte: „Wenn du in eine deutsche Schule gehst, wirst du abgeholt und verschleppt.“ In der Sprache der Sinti und Roma, dem Romanes, gibt es ein eigenes Wort für die systematische Verfolgung und Vernichtung der 500 000 Zigeuner zwischen 1943 und 1945: Der „Porajmos“ ist als Schreckenszählung in den Familien bis heute präsent. Für Jane Simon hätte sie beinahe bedeutet, dass ihr der Weg in Bildung und Beruf auf immer verschlossen geblieben wäre. Aber sie hat sich durchgesetzt, hat ihre Mittlere Reife absolviert, das Abendgymnasium besucht und schließlich ihr Fachabitur gemacht. „Ich hatte Erfolg“, lautet der stolze Abhak-Satz für jeden Schulabschluss, den sie erwähnt.

Es ist ein Satz, den man von Sinti-Kindern in diesem Land eher selten hört. Viele können gerade einmal notdürftig lesen und schreiben. Manche Lehrer verbuchen es bereits als Erfolg, wenn ein Sinti-Junge wenigstens zweimal die Woche am Unterricht teilnimmt. Daniel Strauß hat Ende 2011 gemeinsam mit Soziologen und Statistikern eine große Studie zur Bildungssituation deutscher Sinti und Roma angestrengt. Es sind dabei traurige Wahrheiten herausgekommen. 9,4 Prozent der 14- bis 25-jährigen Sinti haben nie eine Grundschule besucht, mehr als 40 Prozent besitzen keinen Abschluss, lediglich 18,8 Prozent konnten eine Ausbildung machen. „Da kann man doch wohl nicht sagen: Wir sind integriert“, sagt Daniel Strauß.

Es geht nicht um den Bildungsnotstand von Menschen, die aus fremden Ländern nach Deutschland kommen. Es geht um Deutsche, die einer Minderheit angehören, von deren Leben viele Deutsche noch Vorstellungen haben, die man im freundlichsten Fall operettenhaft nennen kann.

Aber woran liegt es, dass so viele Kinder aus Sinti- und Roma-Familien in Deutschland am Rand des Bildungssystems stehen? Viele Eltern schicken ihre Kinder nicht zur Schule, weil sie selbst kaum Bildung genossen haben. Weil es ih-

nen lieber ist, wenn ihr Sohn sich dem Spott der anderen entziehen kann. Dass er dabei auch auf Bildung und Erziehung verzichtet, nehmen sie in Kauf. Und manche denken wohl auch, es sei gleichgültig, ob ihr Kind etwas lernt, weil einem Sinti-Sprössling in Deutschland ohnehin wenig Aussicht auf Erfolg und Anerkennung zugebilligt wird.

In manchen Klassenzimmern wird Stimmung gegen den Zigeunerjungen gemacht, und viele Lehrer sind inzwischen derart zermürbt, dass sie nur noch halbherzig nachhaken, wenn ein deutsches Sinti-Kind, das wie alle Deutschen der Schulpflicht unterliegt, sonstwo rumhockt, aber nicht im Klassenzimmer.

Natürlich gibt es Ausnahmen: Sinti, denen in der Familie klargemacht wurde, dass man in dieser Gesellschaft nur eine Chance hat, wenn man Schulen besucht, Ausbildungen durchläuft oder ein Studi-

Wenn ihn einer fragt, was für einen Pass er besitze, sagt er: einen indischen. Schließlich kommen die Sinti und Roma ja von dort. Und denen, die von ihm wissen wollen, ob er auch Steuern zahlt, sagt er: Nein, natürlich nicht, und ich darf mir einen weiteren Zigeuner aussuchen, den ich auch von der Steuer befreie.

Löst denn aber Sarkasmus die verkrusteten Vorstellungen einer sich in alle Richtungen hin offen, aufgeklärt und wissend gebenden Gesellschaft? „Die Leute nehmen uns einfach nicht als festen Bestandteil der Gesellschaft wahr“, sagt Guttenberger. „Die Mehrheitsgesellschaft sieht uns als Randerscheinung.“

Mehr als 100 000 Sinti und Roma leben in Deutschland. Seit Bulgarien und Rumänien zur Europäischen Union gehören, kommen immer mehr Roma aus Osteuropa in die großen Städte. Es sind meist Familien, denen in ihren Heimatländern



Die Sanierung läuft, aber wie werden die Nachbarn reagieren? Benjamin Marx kauft das Anwesen in der Harzer Straße für eine katholische Baugesellschaft.

um absolviert. Bei Marco Guttenberger aus Karlsruhe war das so. Seine Mutter hatte selbst kaum eine Schule von innen gesehen, sie ist mit geducktem Kopf durch dieses Land gelaufen, in dem ihr bei jeder Gelegenheit beigebracht wurde, für was sie gehalten wird. Für ihre Kinder hat eine Ausbildung als Tontechniker gemacht, heute ist er 31 und selbständig. Aber er sagt auch, dass es für ihn immer ein elender Kampf sei, gegen die Anspielungen, Witzchen und rassistischen Anspielungen der anderen anzugehen.

Eine Zeit lang hat er den Spaßvögeln, die ihn auf der Arbeit „Zigeunerle“ genannt haben, noch gesagt: „Du, ich möchte das nicht.“ Inzwischen hat er es aufgegeben; er will seine Ruhe haben, er möchte niemanden mehr aufklären. Sagt er Leuten, dass er Sinto ist? „Ich versuche manchmal, es geschickt zu umgehen.“

Hass und Verachtung entgegengebracht wird und die zum Beispiel in Berlin stranden, im Görliitzer Park in Berlin, wo sie in Schlafsäcken campieren, am Kottbusser Tor, wo einige zum Ärger der Autofahrer die Windschutzscheiben einseifen, um ein bisschen Geld zu verdienen. Die Polizei vertreibt die Roma, weil sie kein Gewerbe angemeldet haben. Wenn sie auf Wohnungssuche gehen, werden sie zurückgewiesen. In den Wohnungsämtern bekommen ehrenamtliche Migrationshelfer Sätze wie diesen mit auf den Weg: „Wer will denn denen auch eine Wohnung vermieten?“

Als der Kölner Immobilienhändler Benjamin Marx vergangenen Herbst in den Innenhof eines vergammelten Hauses in der Harzer Straße kam, sah er etwas, das ihn in den nächsten Nächten bis in den Schlaf verfolgen sollte: Roma-Kinder saßen zwischen Bergen aus Müll, zwischen ihnen

Hunderte Ratten. Marx kauft seit einigen Jahren Häuser für die katholische Aachener Siedlungs- und Wohnungsbaugesellschaft, die Immobilien für soziale Projekte erwirbt. Benjamin Marx ist ein kleiner bärtiger Mann mit Nickelbrille, der sich betont ungeschäftig gibt, während um ihn herum die Wände verputzt und die Elektrizität installiert wird. Ab und zu kramt er eine Zigarette aus der Manteltasche und spricht von der Friedfertigkeit seiner Mieter, die alle einer freikirchlichen Pfingstgemeinde angehören und folglich weder Alkohol trinken noch rauchen. Im Gegensatz zu jenen deutschen Nachbarn, die an einem Wochenende laute Nazimusik aufdrehten. Eine betrunkenen Frau schimpfte auf die Zigeuner und warf ihnen ein Fenster ein. Marx hat seinen Anwalt eingeschaltet.

Es hat ihn auch geärgert, dass vor Kurzem Berliner Journalisten durch die Höfelatschen und die Roma-Frauen, die kein Deutsch sprechen, das *Weltwoche*-Bild mit sensationsdämmlicher Was-halten-Sie-davon-Pose unter die Nase hielten. „Das Bild ist doch dämlich“, sagt er. „Wenn man schon alte Klischees bedienen will, dann soll man sagen, dass sie klauen. Aber kein Zigeuner tötet.“

Marx findet, dass Zigeuner kein böses Wort ist, wenn man es richtig betont. Als Kind lebte er in Saalfeld, wo der Pfarrer Arnold Fortuin wirkte – ein Mann, der während des Krieges Hunderte Sinti und Roma vor den Gaskammern rettete. Einmal erzählte Marx einer Roma-Frau, dass er Fortuin gekannt habe. Die Frau ging in die Knie und küsste seine Hand.

Das Haus in der Harzer Straße soll später dann den Namen des Pfarrers tragen. Inzwischen hat auch Benjamin Marx eine schöne Sammlung von Zigeuner-Hass-Mails in seinem Account. In einer steht: „Marx merk dir das (wenn man schon Marx heißt, ekelhaft!!!): Es gibt doch kein ekelhafteres und widerlicheres Volk als Zigeuner. Unter Adolf hätte es das nicht gegeben.“

So niederträchtig der Satz ist, so wahr ist er leider auch.

In Heidelberg, mitten in der Altstadt, steht das Sinti- und Roma-Informationszentrum. Es ist das Lebenswerk von Romani Rose. Seit mehr als dreißig Jahren ist Rose Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma in Deutschland. Er hat dafür gesorgt, dass die Menschen, die er im Gespräch „unsere Minderheit“ nennt, eine Stimme in diesem Land haben, ja, dass man ihre Existenzen überhaupt zur Kenntnis nimmt. Rose ist das, was man eine politische Autorität nennt – ein eleganter Mann mit exakt gezogener Seitenscheitel, erlesener Krawatte, feinem Sommersakko und einer geschliffenen Rhetorik, die zwischen scharfer Abmahnung und mahrender Verlautbarung wechseln kann; er spricht von Metaphern, die in Krisenzeiten abgerufen werden, wenn er die Rempelen gegen Sinti und Roma meint. Aber er kann auch deutlich sagen, was er beim Anblick des *Weltwoche*-Fotos empfand: „Ich habe da so etwas wie Ekel verspürt.“

Romani Rose führt durch die Ausstellung in Heidelberg, die zeigt, wie Sinti und Roma im Deutschland der Vorkriegszeit gelebt haben: als angesehene Bürger, manche sogar hochdekorierte Offiziere im Wilhelmischen Heer, viele Geschäftsleute, Künstler und Musiker waren darunter. Bis sie von Menschen wie Eva Justin vermessen und von Menschen

wie Heinrich Himmler in die Gaskammer geschickt wurden. Rose geht rasch die Stellwände ab, gibt knapp Auskünfte über Rassenkunde, Ausgrenzung, Deportation. Aber er wendet immer wieder das Gesicht nach unten und presst die Lippen aufeinander; irgendwo in der Ausstellung hängt auch das Foto seines Großvaters Anton Rose, der ein Kino besaß. Daneben eine amtliche Bescheinigung von 1934, dass der Herr Rose ein ehrbarer Bürger der Stadt Darmstadt sei. Er wurde dann fünf Jahre später trotzdem in Auschwitz umgebracht.

„Der Antiziganismus hat seine Wurzeln in der Geschichte“, sagt Romani Rose. Er sagt es, weil das Schicksal der Sinti und Roma für ihn nicht von den Erfahrungen im Dritten Reich zu trennen ist. Er sagt es, weil die Bundesrepublik sehr lange gebraucht hat, bis sie den Sinti und Roma das zugestand, was für die Juden von Anfang an galt: dass sie während der NS-Zeit aufgrund ihrer Rasse verfolgt wurden. Erst 1982 sprach der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt den Sinti und Roma den Opferstatus zu, fast vierzig Jahre nach Kriegsende.

Im Herbst 2012 wird Romani Rose nach Berlin reisen, um das Holocaustdenkmal an der Scheidemannstraße im Stadtteil Tiergarten zu enthüllen – für dieses Ziel hat Rose sein halbes Leben lang gekämpft, auch gegen Widerstände aus den eigenen Reihen.

Der Hof wird grün sein, die Kinder werden schaukeln können, aber ob das reicht?

Der israelische Künstler Dani Karavan hat das Monument entworfen, ein großes, rundes Becken mit einem Stein in der Mitte, auf dem eine frische Rose liegt. Sobald die Rose verwelkt ist, fährt der Stein in die Tiefe eines Brunnens. Wie jedes Mahnmahl, das an das Grauen der Vernichtung erinnern soll, ist auch dieses metaphorisch aufgeladen. Wenn die Tiefe des Brunnens das Gedächtnis der Menschheit bedeutet, ist es ein gutes Bild. Wenn man es aber so liest, dass sich Sinti und Roma verstecken und ihre Identität verleugnen müssen, um keine Nachteile zu erfahren, ist es ein trauriges Bild. Dann ist es wohl so, wie Romani Rose klagt: „Wenn jemand Angst hat zu sagen, wer er ist, dann stimmt etwas nicht in diesem Land.“

Etwa zur selben Zeit im Herbst soll das Arnold-Fortuin-Haus in Neukölln eingeweiht werden, dann will auch der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit kommen. Das ist der Mann, der Berlin „arm, aber sexy“ genannt hat. „Wenn Sie das hier gesehen haben, finden Sie einen solchen Satz doch nur noch zynisch“, sagt Benjamin Marx und nickt zum Innenhof des Hauses Harzer Straße 35 hin, dort, wo noch vor einem Jahr die Kinder mit den Ratten spielten. Bald wird der Innenhof begrünt sein, und die Kinder sollen Schaukeln bekommen. Das dürfte Benjamin Marx hinkriegen, der Zeitplan stimmt, die Renovierungsarbeiten gehen zügig voran. Aber der zweite große Plan, den Marx sich gemacht hat, nämlich die deutschen Nachbarn in der Harzer Straße davon zu überzeugen, dass man mit Roma-Familien gut zusammenleben kann – ob er aufgeht? „Es gibt 12 Millionen Roma und Sinti in Europa“, sagt Marx. „Und niemand will sie haben.“